

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.— Esc., Ungarn Pengö —.36, Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 5 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei Slowakei Ks. 2.50

DONNERSTAG, 15. OKTOBER 1942
17. JAHRGANG •.• FOLGE 42

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:

....

....

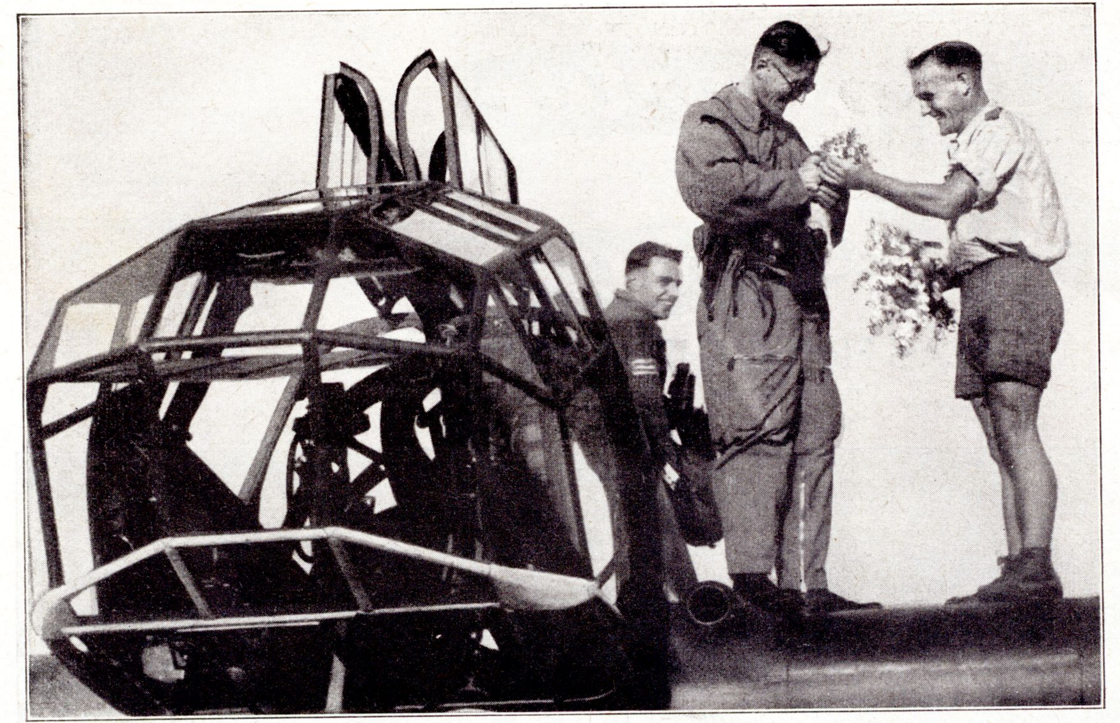
Der Staatsakt in der Neuen Reichskanzlei.

Aufn.: Eitel Lange (PBZ.)

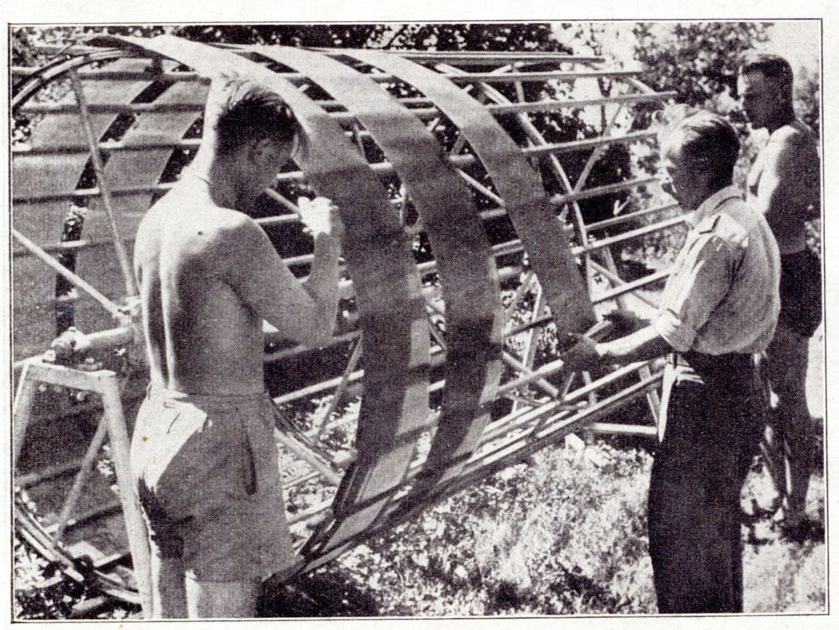
Reichsmarschall Hermann Göring vor der Ehrung der beiden Ritterkreuzträger des Landvolkes; neben Hermann Göring: Dr. Goebbels und Staatssekretär Backe.

Das war der Tausendste!

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Schröter/ Altvater (Scherl).



Das Flugzeug, das den 1000. Feindflug der Gruppe durchführte, ist gelandet.
Dem Flugzeugführer wird ein Strauß und ein Glücksschwein überreicht. Danach wird ihm ein Kranz mit Schleife umgehängt.



Das Bildergebnis des Tausendsten wird ausgewertet.
Die Filme spannen sich zum Trocknen über das Trommelgestell.



Auch der 1001. Feindflug wird gefeiert.
Zwei Flugzeuge flogen zu gleicher Zeit ab. Der Besatzung des zuerst gelandeten fiel die Ehre des 1000. Feindflugs der Gruppe zu. Aber die Besatzung der zweiten Maschine wurde ebenso wie die erste mit Sekt und Kränzen willkommen geheißen.





Und am Nachmittag ist große Kaffeetafel zur Feier des Tausendsten.



Der Kampf um Stalingrad

„... Jetzt ist es insbesondere die Inbesitznahme von Stalingrad selbst, die abgeschlossen werden wird ..."

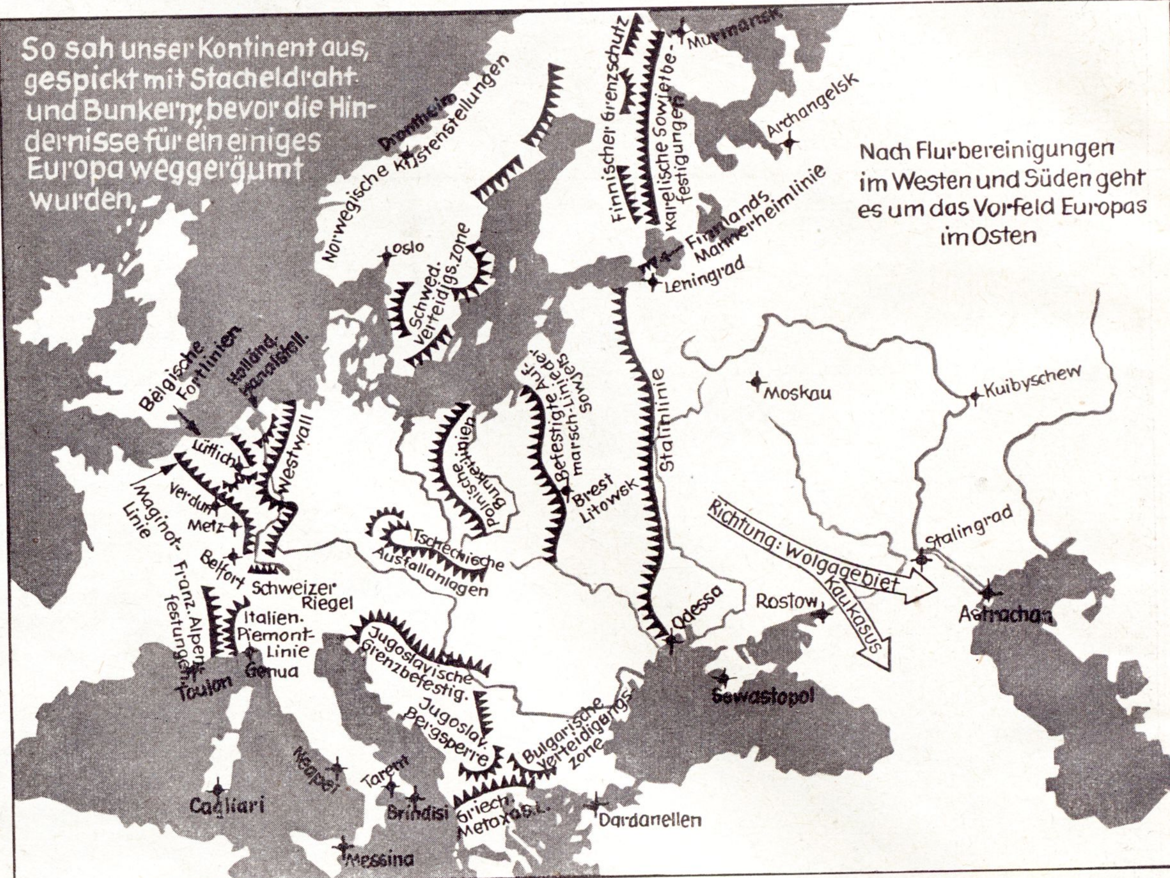
(Der Führer in seiner letzten Rede im Sportpalast.)

Der seit Wochen um die Festung Stalingrad tobende Kampf ist zu einem festen Begriff einer alle Kriegskunst ausschöpfenden Riesenschlacht geworden. Es wird auf beiden Seiten mit einer Erbitterung gekämpft, wie sie weder die klassische, noch die neue Kriegsgeschichte kennt. Wir sind es bei den Sowjets gewohnt, daß ihre Führung mit den brutalsten Antreibermethoden die Soldatenmassen in einen Kampf wirft, sie rücksichtslos zerreiben und zerstampfen läßt, um eine Stellung zu halten oder um an irgendeiner Stelle durchzubrechen. Bei Stalingrad ist das alles bis ins Unfaßbare gesteigert. Die Ruinen dieser Roboterstadt des Stachanowsystems, diese Mauerreste, Stahl- und Betonbunker, die ein verruchtes System halten wollen, das seine Geißel über ganz Europa schwingen sollte, diese dampfende Kampfstätte ist ein wahrer Exhaustor, der immer wieder neue Bataillone stumpfer Soldaten und tierisch kämpfender sogenannter Arbeiterformationen aufsaugt. Diesen durchaus nicht heroischen, sondern willenlosen Verächtern von Tod und Blut steht der deutsche Soldat gegenüber, der Infanterist, der Pionier, der Flieger und der Mann am Geschützrohr; hinter ihnen stehen keine Maschinengewehre, um sie vorzutreiben, hinter ihnen steht nur ein einziger unbändiger Wille: der Wille zum sicheren Sieg für Deutschland, zum Sieg für die Kulturgüter Europas. Und sie werden es schaffen.

HÄNDE WEG! ANGRIFFSSCHLÄGE FÜHRT DIE



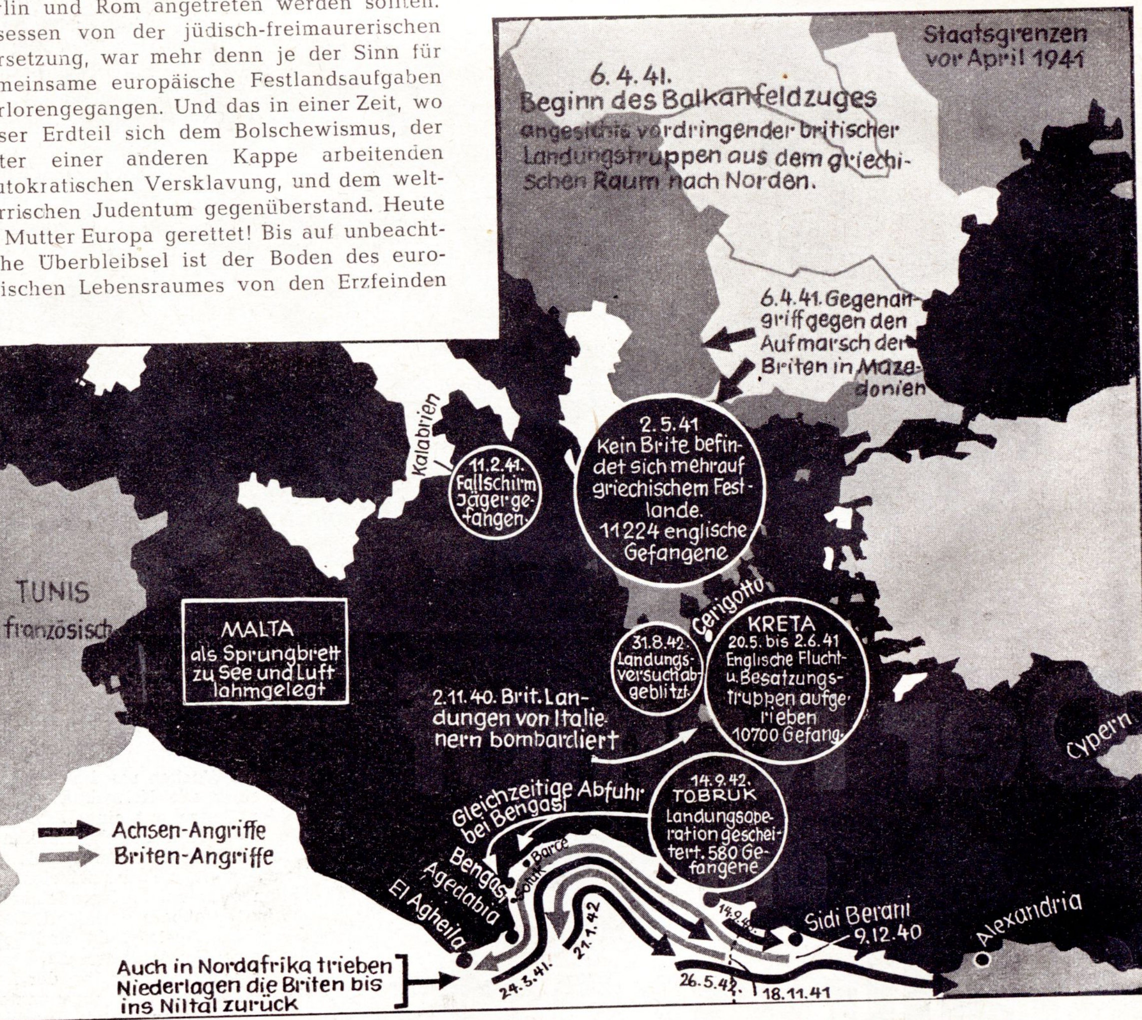
Der blitzschnelle deutsche Gegenschlag kam der Britenflotte in Norwegen knapp zehn Stunden zuvor. Am Kanal trug kurz darauf England sein erstes „Dünkirchen" davon. Seitdem warf unsere Atlantikabwehr jedes feindliche Landungsunternehmen innerhalb weniger Minuten oder Stunden ins Meer zurück.



Ein vergleichender Blick auf die strategische Lage 1939 und 1942: Aus der blockierten Enge des Deutschen Reiches ist der vor jeder Überraschung gesicherte europäische Großraum geworden.

Karten: Dr. S.-Lhd.

Als der Krieg begann, zerschnitten höchst kostspielige Befestigungslinien die Erde Europas. Seine Völker und die durch den Pariser Diktatfrieden gezüchteten Staatsgebilde hatten dicht hinter den Grenzen rund zehntausend Kilometer lang Verteidigungswerke aufgeführt, aus denen zur gegebenen Stunde die übermütigen Spaziergänge nach Berlin und Rom angetreten werden sollten. Besessen von der jüdisch-freimaurerischen Zersetzung, war mehr denn je der Sinn für gemeinsame europäische Festlandsaufgaben verlorengegangen. Und das in einer Zeit, wo unser Erdteil sich dem Bolschewismus, der unter einer anderen Kappe arbeitenden plutokratischen Versklavung, und dem weltherrischen Judentum gegenüberstand. Heute ist Mutter Europa gerettet! Bis auf unbeachtliche Überbleibsel ist der Boden des europäischen Lebensraumes von den Erzfeinden jeder selbstwilligen Kultur freigefegt. Hierin liegt der Sinn dieses gewaltigen Ringens. Damit das Reich für sich und Europa sicher und ungefährdet zum Endsieg über die Weltverschwörer schreitet, baute es schützende Wälle aus Stahl und Beton und bewehrt sie mit der Kampfkraft seiner Männer.



Zu Kriegsbeginn schien das Mittelmeer eine Domäne Großbritanniens zu sein, heute ist der Brite nach seinen mißglückten Einfällen auf dem Balkan, Kreta und in Nordafrika ostwärts zwischen Cypern und Nildelta zurückgedrängt.

FESTUNG EUROPA

Befestigungs- bzw. Sperrzone u. Landfronten der Achse
Aktionslinien unserer U-Boote
Feindliche Seeverbindungen
gestörte Transportwege
Stützpunkte d. Achse bzw. d. Engl.

Von der Basis der atlantischen Befestigungszone bekämpfen unsere See- u. Luftstreitkräfte Aktionen u. Seewege der Feindmächte

Die OSTFRONT, Bollwerk für EUROPA wirft den Bolschewismus aus Europa zurück

Angriffskeil 1942 gegen die Sowjet-Union

Luftlinie Ost-West 3550 km

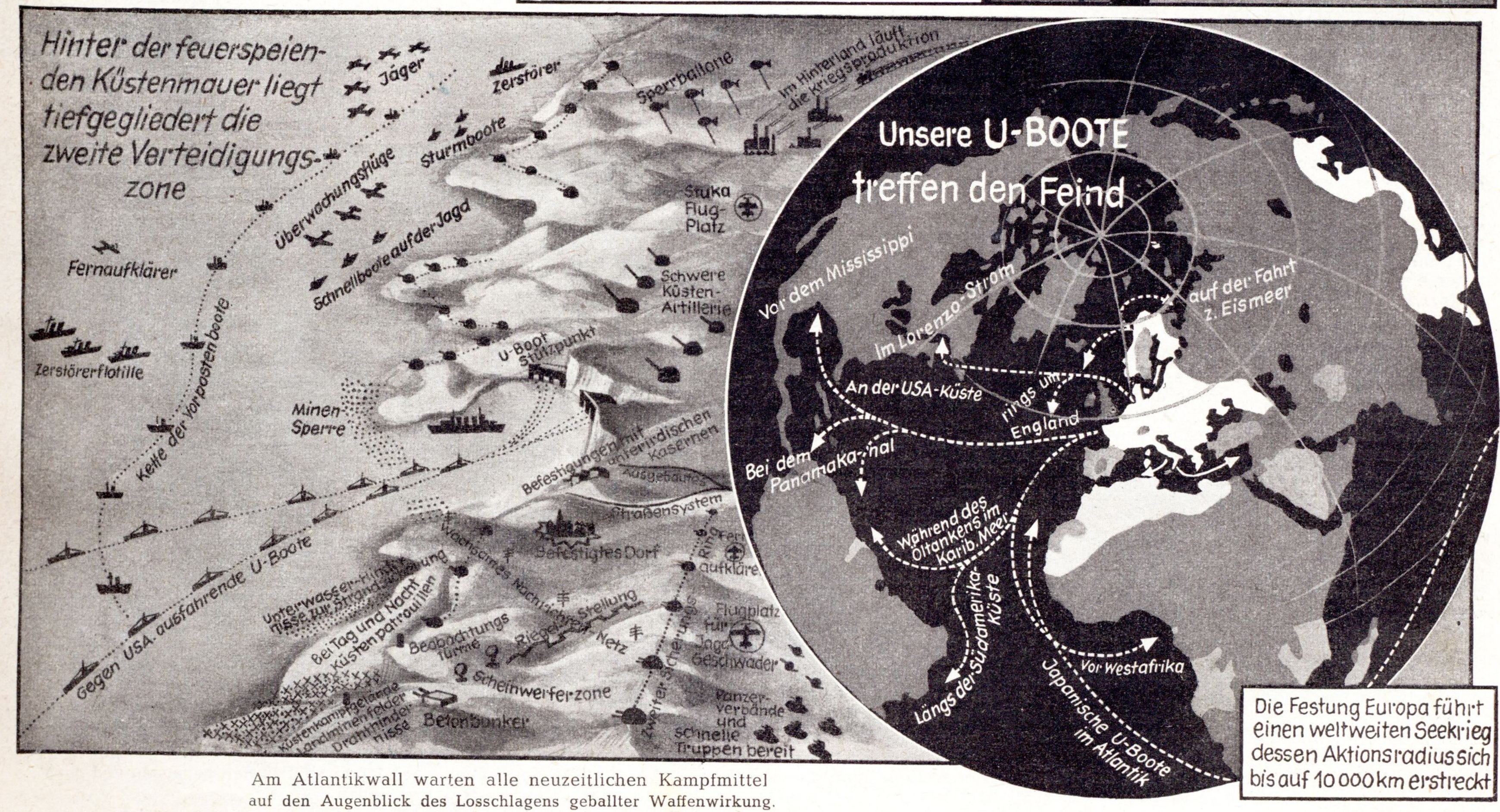
Luftlinie Nord-Süd 4750 km

Der ATLANTIKWALL stützt unsere Kriegführung gegen ENGLAND u. d. U.S.A.

Achsenerfolge im Mittelmeer und in Ägypten verstärken die Ausfallstellung der europ. Festung

Reykjavik, Hammerfest, Narvik, Murmansk, Archang., Drontheim, Bergen, Stavanger, Leningrad, Moskau, Nischni-Nowgorod, Orenburg, Uralsk, Stalingrad, Astrachan, Sylt, Wilhelmsh., Emden, Calais, Le Havre, Cherbourg, Brest, St. Nazaire, Berlin, Venedig, Monfalcone, Fiume, Genua, Spezia, Livorno, Zara, Rom, Portoferraio, La Maddalena, Neapel, Bari, Brindisi, Tarent, Cagliari, Palermo, Pantelleria, Messina, Giracusa, Malta, Gibraltar, Tripolis, Bengasi, Tobruk, Alexandria, Port Said, Haifa, Famagusta, Kreta, Rhodos, Piräus, Konstanza, Sewastopol, Noworossisk, Batum, Tiflis, Baku

Wo auch immer unsere Gegner neue Fronten planen mögen, überall werden sie sich an der eisernen Sperrkette der atlantischen und mittelmeerländischen Küste das Genick brechen. Wo aber die Achse im Osten und Südosten zum Angriff antritt, da werden selbst die stärksten Verteidigungsanlagen überwunden.



Am Atlantikwall warten alle neuzeitlichen Kampfmittel auf den Augenblick des Losschlagens geballter Waffenwirkung.

FRANK HELLER:

Die Debatte um Atlantis

(15. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 41:

„Und Sie merkten also das Pelargonienparfum, sobald Sie damals in meine Kabine kamen? Sie müssen einen scharfen Geruchsinn haben!"

„Oh", meinte Lütjen bescheiden, arabische Parfums pflegt man einen Kilometer weit zu riechen. Ich wunderte mich eigentlich am meisten darüber, daß es nicht stärker roch. Ja, ich habe einen ziemlich scharfen Geruchsinn."

„Da bemerkten Sie vielleicht einen Pelargonienduft auch im Wintergarten?" erkundigte sich Gundelach mit ironischem Blinzeln.

„Ja, es schien mir so", erwiderte der Dozent nicht weniger ironisch. Er erhob sich. „Es freut mich, Sie so gesund angetroffen zu haben, Herr Gundelach. Sie haben recht, das Alter bedeutet nicht für alle das gleiche. Herr Hambeck wird es wohl schwerer haben, über sein Mißgeschick hinwegzukommen — wenn es ihm überhaupt gelingt! Wann dürfen Sie aufstehen?"

„Morgen oder übermorgen hat der Doktor versprochen. Einstweilen habe ich noch kleine Schwindelanfälle und Sausen in den Ohren. Was aber das Alter betrifft, so vergessen Sie nicht: Das Alter ist eine Frage des Willens!"

Der Dozent verabschiedete sich und ging geradewegs zum Schiffsarzt. Seine Fingerspitzen irritierten ihn wirklich, er mußte sich irgendeine Salbe geben lassen. Außerdem aber hatte er eine Frage an den Doktor zu richten, eine Frage, die allerdings den Fall Hambeck nur entfernt berührte...

Am nächsten Tag um die Mittagszeit verbreitete sich ein Gerücht wie ein Lauffeuer auf dem Schiff, vom A-Deck bis zum E-Deck.

Das Gerücht wußte zu erzählen, daß Gerichtsrat von Post am gleichen Vormittag in seiner Kabine bewußtlos in einem komaartigen Zustand aufgefunden worden sei.

Neuntes Kapitel

Der Untergang Atlantis

1.

Es ist schwer, die Stimmung zu schildern, die dieses neue Gerücht an Bord hervorrief.

Drei solcher „Unglücksfälle" im Laufe einiger weniger Tage hätten genügt, um eine Stadt auf dem Festland in Aufregung zu versetzen. In der schwimmenden Stadt, die die „Helgeandsholm" darstellte, erweckten sie geradezu Panik. In allen Salons, in allen Cafés sprach man von nichts anderem. Menschen, die sich nie gekannt hatten, die es bisher sorgfältig vermieden, miteinander bekannt zu werden — denn man kann mit Bekanntschaften, die man auf Reisen schließt, nicht vorsichtig genug sein —, sie alle sprachen sich jetzt ohne weiteres an: „Haben Sie schon das Neueste gehört? Was in aller Welt soll man davon halten?" Alte Herren fragten sich, wie denn so etwas an Bord eines solchen Schiffes vorkommen könne. Alte Damen wünschten, daß die Reise bald zu Ende wäre, oder daß man wenigstens nach Amerika gelange. Dort konnte man ja an Land gehen, oder mit einem anderen Schiff weiterfahren, das unter einem weniger unglücklichen Stern segelte. Aber noch dauerte es fünf Tage, ehe die amerikanische Küste in Sicht kommen würde — und was konnte während dieser fünf Tage nicht alles geschehen! Wer war denn überhaupt noch sicher! Ob es nicht am Ende irgendeine geheime Terroristenorganisation war, die an Bord dieses Luxusschiffes operierte? Gab es nicht eine Geschichte von einer Jacht, die ausschließlich von Verbrechern gemietet worden war, um die Passagiere zu plündern und zu ermorden?

Die jüngeren Jahrgänge nahmen die Sache etwas ruhiger, doch auch in ihren Gesichtern spiegelte sich der Ernst der Situation wider. Viele vergaßen, ihre Cocktails am Morgen zu trinken. Andere gelobten sich selbst, in Hinkunft mehr an ernste Dinge zu denken.

2.

Die Neuigkeit erreichte Trepka, während er in seiner Kabine über gewisse Photographien gebeugt saß. Ein Steward überbrachte sie ihm. Der Schiffsarzt hatte ihn geschickt.

Knapp zuvor hatten sich die Gedanken des Bankdirektors in ungefähr folgenden Bahnen bewegt:

Hier sind alle Abdrücke, die ich auf dem Hammer gefunden habe, und hier sind die, die ich vom Bronzeleuchter erhielt. Sie sind ausgezeichnet gelungen, um es selbst zu sagen! Hier habe ich alle anderen Abdrücke, die ich mir verschaffen konnte, und zu denen mir Sam verhalf. Ein Mann, der an einer Bar einen Drink nimmt, denkt nicht daran, daß er auf dem Glas Fingerabdrücke hinterläßt; aber das tut er; und wenn der Bartender das Glas beiseite stellt, erspart man sich damit alle unangenehmen Zeremonien, die die Leute nur unnütz beunruhigen.

Auf diese Weise erhielt ich Abdrücke von den Fingern Teodor Gundelachs, von den Fingern Maurits Gundelachs, und von den Fingern des polnischen Grafen. Die letzteren sind besonders deutlich — er kam gerade von einer Szene im Wintergarten, die nicht nur in seinem Gesicht, sondern auch in seinem Innern Spuren hinterlassen hatte. Aber auch die Herren Teodor und Maurits haben Fingerabdrücke geliefert, über die man sich nicht beklagen kann.

Die Abdrücke Maurits und Teodors sind wirbelförmig, die des Grafen ösenförmig. Die Abdrücke auf dem Hammer und auf dem Leuchter sind alle ösenförmig. Aber sie passen mit denen des Grafen nicht zusammen. Es gibt zwar eine gewisse Ähnlichkeit, aber die ist nicht der Rede wert.

Wer von der Serie eventuell Verdächtiger bleibt übrig, wenn ich den Grafen, Maurits und Teodor eliminiere?

Soweit ich beurteilen kann, nur zwei — nämlich der Gerichtsrat und Sebastian Gundelach.

Wo soll ich ihre Abdrücke herbekommen?

Beim Gerichtsrat geht es leicht — ich brauche mir nur eine seiner Tonfiguren auszuborgen. Bei Sebastian wird es schwieriger sein. Er schaut mir nicht danach aus, als ob er sich von einem Unbekannten in die Bar locken ließe. Aber wenn ich ihm mein Zigarettenetuis überreichte, um ihm eine Zigarette anzubieten? Er kann kaum behaupten, daß er nicht raucht. Ich habe ihn ja selbst rauchen gesehen. Oder wenn — halt, jetzt haben wir's! Ich werde auch den Sebastian noch drankriegen!

Gerade als der Bankdirektor diesen Beschluß gefaßt hatte, kam der Steward mit der Botschaft des Schiffsarztes.

Die Neuigkeit erreichte Ebb, während er vor dem Spiegel stand und sich rasierte. Er war wie gewöhnlich spät aufgestanden.

Während seine Hand mechanische Kreisbewegungen mit dem Rasierpinsel ausführte, bewegten sich seine Gedanken in ungefähr folgenden Bahnen:

Diese Geschichte da ist komplizierter als ein isländisches Gedicht, in dem die Worte eine ganz andere Bedeutung haben als sonst. Pferde des Meeres bedeutet Woden und Herr der Pferde bedeutet Odin; oder auch irgend etwas anderes, nur nicht etwas, das man leicht erraten könnte! Gibt es denn in dieser Affäre etwas, das klar und sicher ist? Ja: Jeder von uns bekam zu Beginn der Reise einen Brief und darin hieß es, daß ein Verbrechen verübt werde. Der das schrieb, hat wohl gewußt, wovon er sprach; Trepka kann sagen, was er will. Wenn man herausbekäme, wer der Briefschreiber war, so hätte man das halbe Spiel gewonnen. Aber wie ist das zu machen? Das Papier sagt nichts, die Maschinenschrift noch weniger und der Poststempel ebenso wenig! Doch es gibt etwas, das man Textdeutung nennt. Könnte man nicht auf diese Art zu einem Resultat kommen? Wer weiß?

Eines ist mir gleich aufgefallen. Der größte Teil des Briefes ist in einem trockenen, nüchternen, geschäftsmäßigen Ton gehalten. Doch plötzlich kommen sechs Worte, die abstechen. Sie stehen am Schluß, gleichsam als eine Art Abschiedsgruß. Da wird der Briefschreiber plötzlich lyrisch oder bombastisch: „In die Rätsel, in das Dunkel?" Warum diese plötzliche Stilwidrigkeit? Soll es gleichsam ein Schnörkel unter der Unterschrift sein, womit einfachere Menschen mit Vorliebe ihre Signatur zu verzieren pflegen? Oder ist es eine unfreiwillige Reminiszenz, die sich dem Briefschreiber aufdrängte und ihn dazu verleitete, im letzten Augenblick gegen die Stilregeln zu verstoßen?

Wüßte man das, so wüßte man eine ganze Menge mehr!

Und dann noch etwas: Diese mysteriösen Funde von Antiquitäten, die beweisen, daß Atlantis existierte! Der Gutsbesitzer sagte etwas an dem Abend vor seinem Unfall, das sowohl auf den Gerichtsrat als auch auf mich Eindruck machte „Findest du nicht, daß dein Glück verdächtig zu werden beginnt? Wenn im nächsten Basar ein Exemplar des Kodex Chilam Balams auftauchte so wäre ich jedenfalls nicht erstaunt darüber." Das sagte er, und tags darauf fand man ihn im Wintergarten. Aber abgesehen von dieser Geschichte, liegt eine große Wahrheit in den Worten Hambecks. Der Gerichtsrat hat Funde gemacht, die einen wirklichen Forscher vor Neid erblassen ließen, wenn sie echt sind; und er hat sie auf die denkbar einfachste Art gemacht: In den Basars einiger Hafenstädte. Kann es möglich sein, daß die Funde mit den Vorfällen hier an Bord im Zusammenhang stehen? Die Idee ist phantastisch. Aber die ganze Affäre ist ja phantastisch. Wenn man sich die Kostbarkeiten einmal ein bißchen näher ansehen dürfte, so wäre das vielleicht keine verlorene Mühe. Aber der gute Gerichtsrat behütet wohl seinen Schatz wachsamer als Fafner das Rheingold....

Soweit war der Dichter Ebb in seinen Reflexionen gekommen, als der Steward mit der Botschaft des Schiffsarztes eintrat.

Die Neuigkeit erreichte den Dozenten, während er auf dem untersten Achterdeck saß und ins Kielwasser der „Helgeandsholm" starrte.

Er hoffte, daß dieses Kielwasser die Perlenschnur oder die Kristallkugel ersetzen würde, da es galt, die Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand zu konzentrieren. Er hatte beschlossen, jedes Detail der Ereignisse an Bord in seinem Kopf Revue passieren zu lassen und die Dinge von einem bestimmten Gesichtspunkt aus zu betrachten. Hatten die einzelnen Fälle etwas Gemeinsames, oder gab es nur Verschiedenheiten?

Bei flüchtiger Betrachtung waren es die Ähnlichkeiten, die vor allem ins Auge fielen. Sowohl im Fall Gundelach als auch im Fall Hambeck kamen Quetschwunden und Bewußtlosigkeit vor. Sowohl Gundelach als auch Hambeck waren ältere, wohlsituierte Herren. Und schließlich — obwohl das vermutlich ganz belanglos war — hatte er in beiden Fällen Glassplitter am Tatort gefunden.

Soweit die Ähnlichkeiten. Die Verschiedenheiten ließen sich weitaus kürzer zusammenfassen. Im Fall Gundelach hatte man das Opfer auf der Schwelle der Kabine aufgefunden; im Fall Hambeck ziemlich weit drinnen in einem Raum. Ließ sich daraus etwas ableiten? Bewies das, daß der Täter im ersten Falle unter dem Einfluß einer Aufregung gehandelt und sich nicht einmal Zeit gelassen hat, zu warten, bis sein Opfer in der Kabine war? Und daß er im zweiten Teil mit Überlegung gehandelt hat, denn seine Falle mußte ja geraume Zeit im voraus gelegt worden sein? Es schien so. Aber was für Schlüsse konnte man aus der Tatsache ziehen, daß er im ersten Fall Splitter gefunden hatte, die von einer Phiole mit arabischem Parfum herstammten, im zweiten Fall aber Splitter von ganz anderer Beschaffenheit? Gar keine — soweit er beurteilen konnte. Aber er hatte ja diesen Glassplittern nie irgendeine besondere Bedeutung beigemessen.

Soweit war der Dozent in seinen Grübeleien gekommen, als der Steward mit der Botschaft des Schiffsarztes erschien

3.

Wie auf Vereinbarung trafen sie sich in der Kabine des Gerichtsrates.

Dort war nichts geändert worden, seitdem man Herrn von Post weggebracht hatte. Das Bett befand sich in wildester Unordnung, aber die Habseligkeiten des Gerichtsrates standen auf ihrem Platz, mit jener pedantischen Genauigkeit geordnet, die man von so einem Mann erwarten konnte. Das Fenster, das aufs Deck führte, stand halb offen und oben an der Decke summte ein elektrischer Ventilator seinen monotonen Trauergesang in ewig steigenden und fallenden Kadenzen...

Der Steward des Herrn von Post war bereit, alle gewünschten Aufschlüsse zu erteilen.

Er pflegte den Gerichtsrat nicht zu wecken, denn dieser setzte seinen Stolz darein, jederzeit zu wissen, wie spät es sei, sogar mitten in pechrabenschwarzer Nacht; und ebenso, zu jedem gewünschten Glockenschlag aufzuwachen. In der Regel stand er sehr früh auf, aber es war vorgekommen, daß er spät zu Bett gegangen und auch spät aufgestanden war.



DAS RITTERKREUZ DES KRIEGS-VERDIENSTKREUZES

Eine Ehrung für das Landvolk.

Der Bauer Ernst Ritter aus dem Breisgau (hinter der Sämaschine), einer der Träger dieser hohen Auszeichnung.



Kreisbauernführer Ernst Ritter mit Frau und Tochter.



Der Hof des Bauern Ritter in Fahrnau bei Lörrach.

Aufnahmen: Scherls Bilderdienst



Ernst Ritter beim Säen auf einem seiner Äcker.

Das Säen mit der Hand wird heute meist nur dort durchgeführt, wo sich die Verwendung der Sämaschine als unzweckmäßig erweist.



Zersplitterung des Bodenbesitzes muß vermieden werden.

Der Kreisbauernführer hat die Beteiligten einer Erbauseinandersetzung zusammengeführt, die jetzt freiwillig ihr Land zusammenlegen, um eine bessere Bewirtschaftung durchzuführen.



Ein Arbeitsplan wird festgelegt.

Bauer Ernst Ritter bespricht mit dem Kreislandwirt den Bestellungsplan für eine Fläche Brachland.

Da sich an diesem Morgen in der Kabine A 27 noch um elf Uhr gar nichts gerührt hatte, war der Steward nachdenklich geworden. So lange war der Gerichtsrat noch nie gelegen! Er klopfte, zunächst diskret, dann stärker. Schließlich öffnete er die Türe, die nicht abgeriegelt war. Er trat ein, und ein merkwürdiger Anblick offenbarte sich seinen Blicken.

Der Gerichtsrat lag am Boden, aus einer Wunde am Kopf floß Blut. Das Bett war in wilder Unordnung, und er hatte den Schlafanzug ausgezogen. Das Fenster stand halb offen, und der elektrische Ventilator war in vollem Gang. Der Steward beeilte sich, den Gerichtsrat aufzuheben, der sehr schwer atmete und weder auf Berührung noch auf Anreden reagierte. Der Steward rief augenblicklich den Doktor herbei, der Herrn von Post ebenso umgehend ins Lazarett überführte.

Das war alles, was der Steward zu erzählen wußte. Nein, er hatte keine verdächtige Person im Korridor gesehen; seit sieben Uhr früh hatte er dort Dienst gehabt.

Sie ließen verstehen, daß sie allein zu sein wünschten, und er zog sich zurück. Dann begannen sie ihre Untersuchungen, die aber ein ziemlich mageres Resultat ergaben. Alles im Raum war, wie es sein sollte, mit Ausnahme einiger weniger Details.

Vor allem das Bett. Es befand sich in einem derartigen Zustand der Unordnung, daß nur zwei Gründe dafür denkbar waren. Entweder hatte sich der Besitzer aus Angst oder Entsetzen darin herumgewälzt, oder aber, er hatte mit jemandem einen regelrechten Kampf ausgefochten. Fürs zweite der Blutfleck am Boden, wo Herr von Post vom Steward aufgefunden worden war. Bei näherer Besichtigung fanden sie ein Gegenstück dazu an einer anderen Stelle. Einer der dicken Metallbolzen, womit man auf Schiffen bei schlechtem Wetter die Fenster zuschrauben kann, war auch voll Blut. Sah man näher hin, so entdeckte man sogar ein paar losgerissene Haare, die dran kleben geblieben waren.

Diese Details leuchteten einem förmlich entgegen. Während Trepka nach Spuren zu jagen begann, zog der Dozent langsam die Luft durch die Nase ein. Trepka hielt in seinen Nachforschungen inne und nahm sich Zeit, ein Schnauben hören zu lassen.

„Pelargonienparfum, kann ich mir denken?"

Statt zu antworten, begann der Dozent den Boden abzusuchen. Einige Minuten später hatte er gefunden, was er suchte. Beim Fuß des Toilettetisches glänzte eine Anzahl kleiner Splitter, die von einer Glastube herrührten. Nicht genug damit: Als er sie untersuchte, zeigte es sich, daß an dem größten Splitter eine diminutive Etikette haftete und die Etikette trug den Namen einer arabischen Parfumerie in Casablanca.

„Was?" rief Ebb. „Auch er?"

Lütjens nickte.

„Pelargonienparfum, ganz richtig", sagte er und roch an den Splittern. „Die männlichen Passagiere dieses Schiffes scheinen von einer wahren Passion für diesen Duft ergriffen zu sein. Aber ich hätte übrigens auf diesen Fund vorbereitet sein müssen."

„Wieso?" fragte Ebb, während der Bankdirektor zum zweitenmal schnaubte.

„Ich war gestern bei Gundelach auf Krankenbesuch. Er erzählte mir, er habe den Gerichtsrat gesehen, als er das Parfum im gleichen Geschäft wie er selbst kaufte."

Er sammelte die Splitter auf einem Papier, das er in seiner Brieftasche verstaute und wartete geduldig, bis Trepka mit einem dritten Schnauben andeutete, daß er seine Untersuchungen als erfolglos aufgebe.

„Sie sind fertig?' fragte er. „Gut, dann schlage ich vor, daß wir die Kabine absperren und uns zum Doktor begeben, um zu hören, was der zu sagen hat."

Sie gingen einen Weg, der ihnen wohlbekannt zu werden anfing. Doktor Holmdal hatte sehr wenig Zeit für sie.

„Ich wage es nicht, den Patienten länger als fünf Minuten allein zu lassen", sagte er zwischen zusammengebissenen Zähnen. „Sehr komplizierter Fall — äußerst kompliziert! Vor allem die Quetschwunde an der Schläfe, von der er anscheinend eine leichte Gehirnerschütterung abbekommen hat. Fürs zweite eine mörderische Pneumonie im Anzug! Na ja, wenn man bedenkt, daß er vielleicht mehrere Stunden lang halbnackt zwischen dem Ventilator und dem Fenster lag, so braucht einen das nicht weiter wundernehmen."

„Und die Quetschwunde, Herr Doktor? Sahen Sie die Blutspuren auf dem Messingbolzen?"

„Natürlich! Entweder ist er gegen das Fenster getaumelt und hat sich selbst verletzt, oder aber es hat ihn jemand hingeschleudert. Ich sah, daß Haare im Blut klebten und die Wunde sitzt an der linken Schläfe gerade oberhalb des Haaransatzes. Auf Wiedersehen, meine Herren: Ich muß es mit einer neuen Dosis Lobelin versuchen. Das Atemzentrum funktioniert sehr schlecht."

„Halten Sie die Situation für verzweifelt?" fragte Lütjens.

„Solange er lebt, besteht ja Hoffnung", antwortete der Arzt ausweichend.

„Und Ihr anderer Patient?"

„Etwas besser, obwohl er noch immer nicht bei vollem Bewußtsein ist."

Der Arzt eilte auf den Zehenspitzen fort. Lütjens nickte seinen Freunden zu und kehrte auf seinen Platz am unteren Achterdeck zurück. Er wollte allein sein, um seine Gedanken zu ordnen.

Er war im Begriff gewesen, eine Tabelle über die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der beiden früheren Fälle aufzustellen. Wie war nun die Lage nach dem neuen Fall? War man überhaupt berechtigt, ihn in die Serie einzureihen?

Nicht so ohne weiteres. Die Wunde an der Schläfe konnte dieses Mal ebensogut von einem Unfall wie von einem Überfall herrühren, das ließ sich nicht bestreiten. Der Gerichtsrat konnte in einem Angsttraum aus dem Bett getaumelt, an den Messingbolzen angerannt und liegen geblieben sein. Es gab keine Spur irgendeiner Unordnung in der Kabine und der Steward hatte geschworen, keine verdächtige Person im Korridor gesehen zu haben. Das bedeutete vielleicht nicht allzu viel, denn was sich der Steward unter einer verdächtigen Person vorstellte, war vermutlich ein Mann mit einer Maske vor den Augen und einem Revolver in der Hand. Also: Es war durch nichts bewiesen, daß der Fall drei mit den Fällen eins und zwei zusammenhing. Es wäre denn durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung, und die wieder legte ein energisches Veto gegen den Gedanken an eine Serie von drei beinahe gleichartigen „Unglücksfällen" ein. Und dann der Pelargonienduft und die Glassplitter.

Denn Baltsar Gundelach hatte zwar gesagt, daß der Gerichtsrat gerade dieses Parfum in Casablanca gekauft habe. Aber die Wahrscheinlichkeit, daß der Gerichtsrat ausgerechnet diese Phiole und nichts anderes zerschlagen haben sollte, ehe er sich verletzte, war nicht groß. Und die Wahrscheinlichkeit wurde noch geringer, wenn man sich daran erinnerte, daß genau so eine Phiole in der Kabine Baltsar Gundelachs gefunden worden war; und da handelte es sich erwiesenermaßen um einen Überfall. Man durfte aber eines nicht vergessen: Im Fall zwei, wo es sich ebenso erwiesenermaßen um einen Überfall handelte, hatte es keine Splitter einer Glastube gegeben, wohl aber Splitter von ganz anderer Beschaffenheit . . .

Der Dozent holte das Papier mit den kürzlich aufgefundenen Splittern hervor und betrachtete sie näher. Es konnte gar kein Zweifel bestehen: Es waren die Splitter einer Phiole von exakt der gleichen Art wie jener, die er zerbrochen auf dem Teppich Baltsar Gundelachs gefunden hatte. Das gleiche Glas, die gleiche Etikette und die gleichen arabischen Schriftzeichen, die einer kunstvollen Stickerei glichen. Der gleiche Geruch — halt, war das wirklich der gleiche Geruch? Ja, wenn man die Splitter ganz an die Nase hielt und die Luft einsog, spürte man deutlich einen Pelargonienduft. Aber etwas fiel auf: Der Duft war viel, viel schwächer als im Fall Baltsar Gundelach, er war kaum wahrnehmbar. Und dennoch hatte Lütjens in der Kabine des Gerichtsrates einen Pelargonienduft verspürt, der bedeutend stärker war als der, den er damals nach dem Fall Gundelachs beobachtet hatte. Wie war das zu erklären?

Soviel Lütjens wußte, gab es dafür überhaupt keine Erklärung. Das Aroma einer Parfumflasche konnte nicht derart schnell verdunsten. Dieser Gedanke war absolut sinnlos. Demnach lag hier eine Anomalie vor, die einer Erklärung bedurfte, wenn sie auch belanglos und lächerlich schien. Konnte etwa der Gerichtsrat in seiner Schwärmerei für arabische Parfums so weit gegangen sein, daß er zwei Phiolen gekauft hatte? Daß vielleicht die zweite Glastube zerbrochen in einer anderen Ecke der Kabine lag und jenen konzentrierten Duft entströmte, den der Dozent wahrgenommen hatte?

Die Idee war fast lächerlich und ein solcher Massenmord an arabischen Parfumflaschen noch lächerlicher; tappte man aber, wie er, im finstersten Dunkel herum, so mußte man für jeden Lichtstrahl dankbar sein, der Klarheit bringen konnte, wenn er auch noch so spärlich war.

Der Dozent erhob sich von seinem Lehnsessel am Achterdeck und kehrte zur Kabine A 27 zurück. Den Schlüssel hatte er von seinem vorigen Besuch noch bei sich.

Alles war so, wie sie es verlassen hatten. Das Bett befand sich in der gleichen, gespensterhaften Unordnung wie früher, der Ventilator summte noch immer seinen monotonen Trauergesang. Der Pelargonienduft war jetzt bedeutend schwächer, was in Anbetracht des Ventilators und des offenen Fensters nicht verwunderlich sein konnte. Der Dozent begann den Fußboden Zoll für Zoll abzusuchen. Seine Nachforschungen dauerten so lange, daß er sie schon als zwecklos aufgeben wollte. Da entfuhr ihm plötzlich ein erstickter Freudenschrei.

Ganz vorne beim Fenster, nicht weit von dem Blutfleck, der anzeigte, wo der Gerichtsrat gelegen hatte, fand er, was er suchte. Das heißt, er fand etwas, das er nicht gesucht hatte. Er fand eine Anzahl Glassplitter einer anderen Sorte als derjenigen, die er früher hier gefunden hatte. Sie waren äußerst fein, sehr klein, und auf dem einen saß ein Klümpchen einer durchsichtigen, lackähnlichen Masse. Mit anderen Worten, es waren Splitter genau der gleichen Beschaffenheit, wie er sie tags zuvor im Wintergarten gefunden hatte . .

Er griff sich an den Kopf.

Jetzt war unmöglich mehr daran zu zweifeln, daß die drei Fälle Glieder ein und derselben Kette bildeten. So große Ähnlichkeiten konnte man ganz einfach nicht dem puren Zufall zuschreiben. Wie aber gestaltete sich jetzt die Tabelle über die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der drei Fälle?

Sie sah folgendermaßen aus: Fall eins: Der Verunglückte auf der Schwelle aufgefunden, Quetschwunde, Bewußtlosigkeit, Splitter einer arabischen Parfumphiole. Fall zwei: Der Verunglückte in einem Raum aufgefunden, Quetschwunde, Bewußtlosigkeit, dünne Glassplitter mit Klümpchen einer lackähnlichen Masse. Fall drei: Der Verunglückte im Zimmer aufgefunden, Quetschwunde, Bewußtlosigkeit, Splitter sowohl einer arabischen Parfumphiole als auch des Glases wie im Fall zwei . . .

Und was ließ sich aus all dem ableiten?

Dozent Lütjens fuhr auf. Der Dichter Ebb war in die Kabine getreten.

„Ich suchte Sie", sagte er, „ich wollte den Schlüssel zur Kabine haben. Ich bin auf eine verrückte Idee gekommen. Was machen denn Sie hier? Haben Sie etwas Neues aufgefunden?"

„Gewissermaßen." Lütjens zeigte die neuen Splitter, die Ebb zerstreut betrachtete. „Was hatten Sie für eine Idee?"

„Sie bezieht sich auf die Kostbarkeiten des Gerichtsrates — die Statuetten, die er in Casablanca und Dakar fand. Ich möchte sie gerne untersuchen. Glauben Sie, daß das möglich ist?"

„Von mir aus steht dem nichts im Wege. Und ich glaube, daß auch der Besitzer in so einer Situation seine Einwilligung geben würde. Aber um Gottes willen, hüten Sie die Sachen wie Ihren Augapfel!"

„Da haben Sie mein Wort darauf", rief Ebb. „Sicherheitshalber", fügte er mit einem schalkhaften Augenzwinkern hinzu, „werde ich Trepka bitten, auf mich aufzupassen!"

Er verschwand mit den besagten Kostbarkeiten. Der Dozent war von seinen eigenen Gedanken so sehr in Anspruch genommen, daß er den Worten Ebbs nur wenig Aufmerksamkeit schenkte.

Eine knappe Stunde später gab Lütjens in der Funkkajüte zwei Eiltelegramme nach Schweden auf.

4.

Würde man dem Kapitän eines Luxusschiffes sagen, daß er eine auffallende Ähnlichkeit mit einer Kindergartenvorsteherin habe, er — und vermutlich auch die letztere — würden sich sicherlich tief beleidigt fühlen. Und dennoch sind die Ähnlichkeiten frappant. Beide haben für eine milde, aber doch straffe Disziplin unter ihren Schützlingen zu sorgen, beide sind dafür verantwortlich, daß diese keinen Augenblick durch Gedanken an unnütze Dinge distrahiert werden. Die Passagiere an Bord der „Helgeandsholm" waren durch die mysteriöse Serie von Unglücksfällen aus ihrem dolce far niente aufgeschreckt worden. Dagegen war der Kapitän machtlos. Nun aber lauerte am Horizont eine Katastrophe von noch größerem Ausmaß, und dieses Mal tat der Kapitän, was er konnte, um die Reisenden nicht unnötig zu alarmieren. Vielleicht — diese Möglichkeit gab es ja immer noch — verzog sich das Ganze . . . .

Man verschwieg jedenfalls die Neuigkeit nicht völlig. Die Passagiere konnten sie sogar schwarz auf weiß lesen. In der Nummer der Radiozeitung, die an diesem Tage an Bord verteilt wurde, stand — mitten unter den Notizen über Unruhen an allen Ecken und Enden der Welt, sowie dem lokalen Gesellschaftsklatsch — folgendes zu lesen:

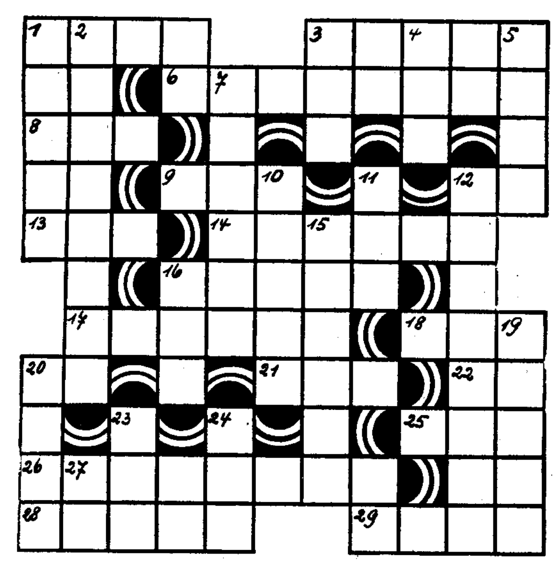
„Die meteorologischen Stationen melden starken Barometerfall über dem mittleren und östlichen Atlantik. Aus Lissabon wird telegraphiert, daß der Luftdruck auf den Azoren während der letzten vierundzwanzig Stunden von 762 auf 718 gefallen sei. Aus Porto Praia (Kapverdische Inseln) wird berichtet, das Barometer sei plötzlich auf 704 gesunken; das sei der tiefste Stand, den man dort seit hundert Jahren verzeichnen konnte."

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 4.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel.



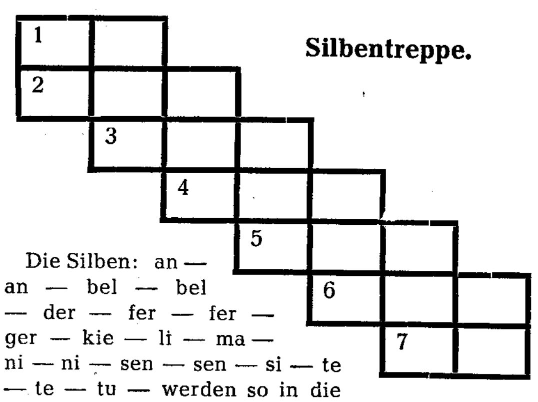
Waagrecht: 1. Weinort in Italien, 3. Perserteppich, 6. Feldherr, 8. Sinnesorgan, 9. Papagei, 12. Flächenmaß, 13. Stimmlage, 14. deutsches Land, 16. Musikinstrument, 17. Petroleum, 18. Zeitmesser, 20. persönl. Fürwort, 21. zeitgenöss. Pianistin, 22. Faultier, 25. Donauzufluß, 26. span. Inselgruppe, 28. ungar. Weinort, 29. Lied. Senkrecht: 1. Wohlgeruch, 2. deutscher Klassiker, 3. Gebirgsschlucht, 4. Löwe, 5. Gewässer, 7. Stierkämpfer, 10. Wasserpflanzen, 11. Meersäugetier, 12. Sudanneger, 15. Mondgöttin, 16. Gedicht, 19. Teil des Baumes, 20. deutscher Strom, 23. Inbegriff aller Dinge, 24. Niederschlag, 27. Flächenmaß.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: be ben brech co de di e e erd ex go in in la la lai lend let lis ni port pos re stal stein ster teur wa wal sind elf Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. ch = ein Buchstabe. 1. Schweizer Kanton, 2. Farbstoff, 3. Luftkurort in Thüringen, 4. Staat der USA., 5. Techniker, 6. Heldengedicht, 7. Hochgebirgspflanze, 8. Naturkatastrophe, 9. deutscher Opernkomponist, 10. Fisch, 11. Ausfuhr.

1 .... 7 ....
2 .... 8 ....
3 .... 9 ....
4 .... 10 ....
5 .... 11 ....
6 ....

Silbentreppe.



Die Silben: an — an — bel — bel — der — fer — fer — ger — kie — li — ma — ni — ni — sen — sen — si — te — te — tu — werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Föhre, 2. musikalisches Zeichen, 3. Stadt in Spanisch-Marokko, 4. dänischer Märchendichter, 5. empfindsam, 6. italienischer Opernkomponist, 7. Strom in Afrika.

Kryptogramm.

Aus den Wörtern: Gesicht Gestammel Ostende Mazedonien Leichnam Kurde Ceres Bernstein Findling Eisenbahn Gerücht gestern Welle Stachel Vorsicht Heer Behälter sind je drei, aus dem letzten vier Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Raabe ergeben. (st = ein Buchstabe.)

Lösungen der Rätsel in Folge 41:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Perle, 5. Weise, 9. Euter, 10. Reval, 11. Sitte, 12. Ur, 13. Remis, 15. hl, 17. rar, 19. Floh, 21. Koks, 23. Helling, 24. Igel, 26. Iowa, 27. le, 28. Marke, 29. Ar. Senkrecht: 1. Peru, 2. Eber, 3. Lear, 4. Euler, 5. Wesir, 6. Eris, 7. Seth, 8. Egel, 14. Makler, 16. Lohe, 18. Togo, 19. feil, 20. Helm, 21. Knie, 22. Saar, 25. ge. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Wirbelsturm, 2. Andromeda, 3 Halstuch, 4. Resultat, 5. Eichenlaub, 6. Sonatine, 7. Weißfisch, 8. Iphigenie, 9. Salami, 10. Sindbad, 11. Elegie, 12. Norwegen. „Wahres Wissen macht bescheiden." ✱ **Viereck:** 1. Lateran, 2. Troppau, 3. Rapallo, 4. Neurose. ✱ **Silbenkreuz:** 1. ER, 2. PEL, 3. LE, 4. DER, 5. NA, 6. SE.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Vierzüger von Wilhelm Haake, Wunstorf.
Weiß: Kc2, Lg7, Sc4, Bb6, d3, e6 (6)
Schwarz: Ka2, a4, b7, e7 (4).

Lösung der Aufgabe in Folge 41:

Zweizüger von Rupert Huber, Aichach.
Schlüsselzug: Sg5!

Taktisches Spiel.

Spanische Partie aus einem Wehrmachtturnier in einer größeren Stadt des besetzten Gebietes.

Weiß: Herrling. Schwarz: Kaspers.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0—0, b5; 6. Lb3, d6; 7. c3, Sa5; 8. Lc2, c5; 9 h3, Lb7; 10. d3, Dc7; 11. De2, Td8; 12. Sbd2 (besser wäre Sh2 oder Sh4 nebst f4!), 12. . ., Le7; 13. Te1, 0—0; 14. Sf1, Sc6; 15. Se3, Lc8; 16. Sh2, Le6; 17. Ld2, d5 (besser Tfe8); 18. e×d5, S×d5; 19. S×d5, L×d5; 20 Sg4, Ld6 (ein sicheres Spiel ergäbe f6); 21. d4!, c×d4; 22. Sf6+!, g×f6; 23. Dg4+, Kh8; 24. Df5, e4; 25. T×e4!, Tg8; 26. D×h7+!, K×h7; 27. Th4+, Kg7; 28 Lh6+, Kh8; 29. Lf8‡! Laut „Schach-Echo" sagt Weltmeister Dr. Aljechin zu dieser Partie: „Eine eröffnungsstrategisch etwas unsichere, taktisch dagegen ganz hervorragende Leistung."

Humor

„Zehn Minuten waren es bis zum Wasserfall; jetzt müßten wir aber doch schon eigentlich da sein und das Getöse hören."

„Das werden Sie sofort hören können, wenn Sie die Damen veranlassen wollten, mal einen Augenblick mit dem Reden auszusetzen."

*

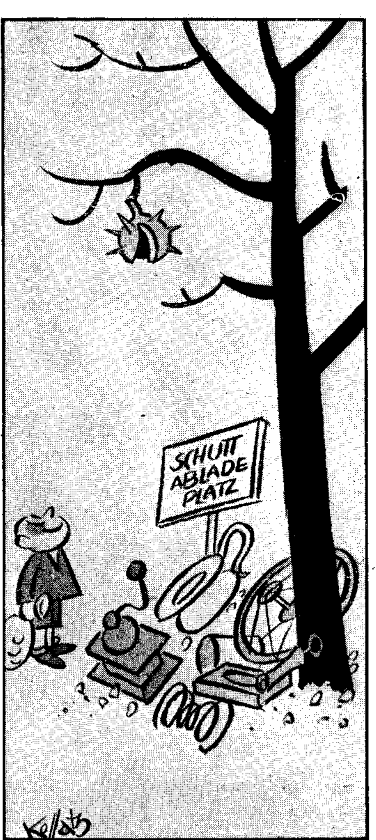
Lisa ist eine starke Angeberin.

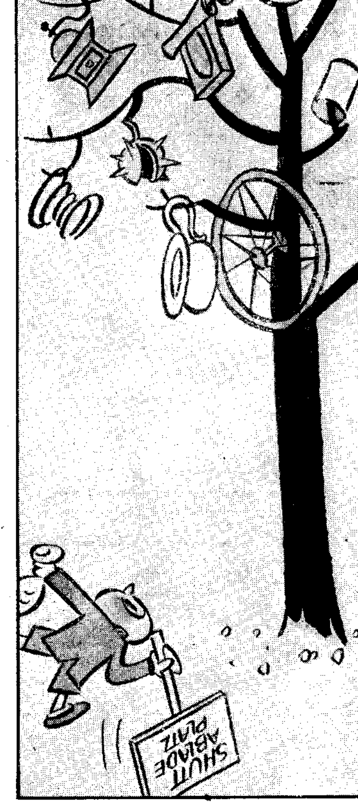
Ein Jahr ist sie jetzt verheiratet.

Aber jeden Tag erzählt sie ihrem Mann dieselbe Geschichte. Was sie alles für ihn aufgegeben habe! Wie die Männer sich um sie gerissen hätten! Wie leicht sie hätte einen echten Grafen bekommen können!

„Du hast keine Ahnung, Walter", schloß sie, „wie verzweifelt alle Männer damals waren, als ich dich heiratete!"

Walter nickte: „Doch. Ich weiß. Erst gestern hat wieder ein Assessor geheiratet, der sich damals deinetwegen erschossen hat!"





Die hartnäckige Kastanie.

Zeichnung: Kossatz.

„Ich Unglückliche! Ich war ein ganz dummes Huhn, als ich dich heiratete!"

„Stimmt! Ein Küken warst du damals sicher nicht mehr."

*

„Welches Tier beansprucht die geringste Nahrung?"

„Die Motte."

„Die Motte? Wieso denn?"

„Die frißt nur Löcher, Herr Lehrer."

*

„Wodurch ist eigentlich der Aberglaube entstanden, daß Freitag ein Unglückstag ist?"

„Ach, wahrscheinlich durch irgend so einen dummen Fisch!"

*

„Was soll ich eigentlich davon halten, jedesmal, wenn ich in den Kassenraum komme, treffe ich Sie schlafend an."

„Eines müssen Sie doch daraus entnehmen können, Herr Direktor, daß ich zum mindesten ein sehr ruhiges Gewissen habe."

Edmund Th. Kauer:

Englands Kronjuwelen

(15. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 41:

Ein Schweizer Schütze, der nach der Schlacht den Kampfplatz nach guten und nützlichen Funden absuchte, bekam den Stein in die Finger; der Sohn der Berge ließ sich nicht träumen, daß das gleißende Ding mehr sein sollte als ein Stück Glas und ließ es sich von einem Troßkrämer, einer jener traurigen Gestalten, die mit dem Trödel der Schlachtfelder schachern, für einen florentinischen Gulden, den Preis eines Quarts Burgunderwein, abhandeln.

Über Venedig gelangte der Stein durch die Finger levantinischer Händler nach Konstantinopel: dort entdeckte ihn 1570 ein französischer Botschafter und kaufte ihn für seinen König, Karl IX. Doch scheint es, daß der „Sanci" mehr der Königinmutter, der berühmten Katharina de Medicis, als ihren der Reihe nach regierenden Söhnen als Schmuck diente.

Aus jener Zeit ist eine berühmte Anekdote erhalten: Einer der Höflinge, dem der Sanci in Obhut gegeben worden war, geriet auf einer Reise vom Wege und vom königlichen Gefolge ab und wurde von Räubern überfallen und überwältigt. Im letzten Augenblick, bevor die Banditen sich ihres Raubes versichern konnten, fand er eine Gelegenheit, unauffällig den Stein — immerhin einen ordentlichen Brocken! — zu schlucken und hinunterzuwürgen. Die Räuber, enttäuscht, schlugen ihr Opfer tot und warfen den Leichnam ins Dickicht.

Wäre er dort gefunden worden, so hätte man gewiß, nicht ahnend, welchen Schatz er barg, Mann und Edelstein ins Grab gesenkt. Der Zufall aber wollte es, daß der Tote erst zwei Jahre später gefunden wurde, und da war die Zersetzung des Leichnams schon so weit vorgeschritten, daß der Edelstein wieder zutage trat. Die Finder, die den Sanci König Heinrich III. als Erben Karls IX. überbrachten, erhielten immerhin einen besseren Lohn als der Schweizer Bogenschütze.

Finanzielle Schwierigkeiten bewogen Heinrich, als er vor seinem rebellischen Vasallen Henri de Guise und seinen ungetreuen Parisern flüchten mußte, den Sanci eiligst zu verkaufen. Er ließ ihn in London anbieten, und Elisabeth, wenn in nichts anderem, so doch in ihrer Leidenschaft für Juwelen eine Frau, bezahlte den geforderten Preis von sechstausend Pfunden.

Von nun an teilte der Sanci die Schicksale des englischen Kronschatzes, die unsere Leser schon kennen. Er geriet unter den Hammer der Puritaner, wurde nach der Restauration der Stuarts wieder herbeigeschafft, entging den langen Fingern Colonel Bloods — aber er sollte doch nicht englisch bleiben. Als Jakob II. auch an sich das unvermeidliche Stuart-Schicksal erfuhr und aus England fliehen mußte (hauptsächlich, weil er ein Bündnis mit Englands Erbfeind — Frankreich — geschlossen hatte), nahm er den Sanci mit: vielleicht wollte er damit ein Unrecht der Geschichte ausgleichen und eine kleine Familienrache an jener Elisabeth nehmen, die seine Ahnin Maria auf den Henkersblock gelegt hatte.

Als natürliches Ziel seiner Flucht bot sich ihm Frankreich dar, das ihn ja nicht zuletzt in solche Ungelegenheiten gebracht hatte. Ludwig XIV. ließ ihm das Schloß Saint-Germain-en-Laye als Exil zuweisen, zeigte sich aber im übrigen wenig geneigt, die Rechnungen seines verschwenderischen Gastes zu bezahlen. In europäischen Formen spielte sich so ziemlich dieselbe Geschichte ab, die wir vom Koh-i-noor als indisches Schicksal erzählt haben. Nur waren diesmal die Mittler keine Liebhaber, die sich in den Harem des Gastes einschlichen, sondern Agenten, die, gut europäisch, Wechsel präsentierten. Bei einer solchen Wechselprolongierung wechselte der Sanci ganz harmlos in den Besitz Ludwigs XIV. hinüber. Der Preis, der dafür gebucht wurde, betrug 25 000 Pfund, also eine halbe Million Mark; aber es scheint, daß er nie wirklich ausbezahlt wurde.

Ich, für meinen Teil, bin froh, daß ich den Sanci nicht besitze. Er bringt entschieden kein Glück, und selbst ihn zu verkaufen, ist ein schlechter Handel. In knappen zweihundert Jahren, die wir nun von ihm erzählt haben, ist er durch ein gutes Dutzend Hände gegangen, und immer blieb seinen Besitzern (wofern sie die Prozedur überlebten) das Nachsehen.

Das Mißgeschick der französischen Bourbonen ist zu bekannt, um noch einmal erzählt zu werden. 1791, als der französische Kronschatz zugunsten der jungen und hungrigen Republik aufgelöst wurde, erzielte der Sanci bereits 40 000 Pfunde — gute 800 000 Mark. Er geisterte durch die Safes französischer Finanzleute, bis er 1835, weil er König Louis Philippe zu teuer war (vielleicht war er auch abergläubisch, es hat ihm aber doch nichts geholfen), an den russischen Fürsten Demidoff verkauft wurde, der eineinhalb Millionen gab. Im Besitz der russischen Magnatenfamilie hätte er allenfalls bis zur Katastrophe von 1917 verbleiben können, aber der Sanci verträgt so lange Ruhepausen seiner Wanderschaft nicht. 1865 verkaufte Demidoff den Brillanten unter der Hand (diesmal wurde der Preis nicht bekannt) an einen reichen Parsi aus Bombay, Herrn Oschemsetstschie Dschidschibhoj, der ihn an den reichsten aller indischen Landesfürsten, den Maharadscha von Patiala, weiterlieferte.

Zu spät erfuhr man in London von dem Verkauf. Königin Viktoria, die Elisabeths Juwelenleidenschaft teilte, hätte gewiß drei Millionen gegeben, um das Glanzstück von einst wieder der britischen Staatskrone einzuverleiben. Aber es kam noch schlimmer. Als Georg V. 1911 nach Indien fuhr, um sich als Kaiser von Indien krönen zu lassen und den Vasalleneid der indischen großen Herren entgegenzunehmen, mußte er die Kränkung einstecken, daß der Maharadscha von Patiala den Sanci der einst die Krone der Elisabeth geschmückt hatte, ostentativ auf seinem Turban trug.

In London wurde damals, kurz vor dem Weltkrieg, diese Geste deutlich als Zeichen eines erwachenden indischen Nationalstolzes empfunden, und man war doppelt betroffen, die Herausforderung gerade von einem jener Fürsten zu erhalten, die man bisher geschickt in ihrer kleinen Eitelkeit bestärkt, gegeneinander ausgespielt und gegängelt, im übrigen aber gegen das indische Volk benützt hatte. In dieser Welt orientalischer sehr reicher, aber recht machtloser Fürsten, die man durch englische Berater lenkte und deren größter Stolz es zumeist war, in England studiert und englische Manieren angenommen zu haben, bedeutete der stolze Radscha von Patiala ein Zeichen kommender Dinge ...

Mehr Glück hatte Königin Viktoria mit Elisabeths berühmten vier Perlen, die — da sie als Ohrringe getragen wurden — früher nicht zum Kronschatz, sondern zum Privatbesitz der Königin gehörten. Diese Perlen waren nach Elisabeths Tod aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit verschwunden und tauchten erst zweihundertfünfzig Jahre später wieder auf: nun, um auf dem Bogen der englischen Staatskrone angebracht zu werden. Sie sind also seit 1570, seit mehr als dreieinhalb Jahrhunderten, bekannt und haben bisher nichts von ihrer Frische und Schönheit eingebüßt — ein wahres Wunder, das natürlich zu allerlei kühnen Vermutungen Anlaß gegeben hat.

Im allgemeinen nimmt man an, daß Perlen höchstens hundertfünfzig Jahre nach ihrer Loslösung aus der Perlmuschel „sterben", welken, ihren Glanz verlieren. Auch der englische Kronschatz weist einen traurigen Zeugen dieser Kurzlebigkeit auf, die berühmte, taubeneigroße „Perle von Portugal", die seinerzeit als größte und formschönste aller Perlen weltbekannt war und auf mehrere Millionen Mark geschätzt wurde. Eines Tages, fast plötzlich, erlosch sie, verlor ihren Glanz, und jeder Laie, der sie in die Hand nimmt, kann deutlich erkennen, daß sie heute nichts mehr ist als ein taubeneigroßes Stück Muschelkalk, das von seinem Millionenwert jäh auf den Wert einiger Pfennige herabgestürzt ist.

Dieses traurige Sinnbild irdischen Glanzes und fatale Omen wird noch in der englischen Schatzkammer gezeigt, es liegt dort, gegen räuberischen Zugriff so gut wie ungeschützt, in einer Vitrine friedlich neben einem anderen, womöglich noch fataleren Andenken, einem ganz großen, als Globus facettierten Aquamarin, der früher die Front der Königskrone schmückte. Unter der Regierung Eduards VII. stellte sich bei einer Revision heraus, daß das kostbare Juwel nur ein gefärbtes Stück Glas war, und die Streitfrage, ob es nun schon seit Jahrhunderten als gemeines Kuckucksei neben all den Pretiosen geprangt hat oder ob es irgendeinmal von geriebenen Gaunern ausgetauscht worden ist, bleibt ungelöst. Die Londoner Polizei, die zu diesem traurigen Kapitel einen ganzen Schrank voll Akten gesammelt hat, neigt zu der ersteren Annahme, daß der Stein von Anfang an falsch war, denn es ist seit Menschengedenken nirgends im Handel oder im bekannten Privatbesitz ein Aquamarin von solcher Größe aufgetaucht. Und daß der Dieb oder der hehlerische Käufer, oder der dazugehörige Erbe die Charakterstärke besitzen sollte, sich nur heimlich an seinem Schatz zu weiden, widerspricht aller Erfahrung.

Ein solcher Stein, solch eine auf einen Kubikzentimeter konzentrierte Million, ist ein reines Sinnbild menschlicher Besitzgier — und die lebt ja nur vom staunenden Neid der Ummenschen. Seltene Bücher, Kunstschätze — derlei Kulturwerte finden wohl öfter Liebhaber, die sie geheimhalten oder gar eifersüchtig vor fremden Augen beschützen. Aber Edelsteine gleißen nur für viele Augen...

*

Daß Perlen nicht die Lebensdauer von Edelsteinen erreichen, von Juwelen, die ja eben bei gigantischen Verschiebungen im Erdinnern unter unvorstellbar hohem Druck zu Kristallen gepreßt wurden, ist begreiflich. Im Grunde genommen ist die Perle ja nur eine Krankheit im Muschelkörper; sie entsteht dadurch, daß gewisse perlmuttbildende Muscheln, wenn ein Fremdkörper in sie eindringt (oder absichtlich eingeführt wird), zu ihrem Schutz den Störenfried mit einer im Laufe der Jahre wachsenden Schicht überziehen. Diese Schicht besteht aus kohlensaurem Kalk, dem bis zu dreißig Prozent organischer Substanzen, die aus dem Mantelepithel der Bindegewebe herrühren, zugesetzt sind. Schichtung und Zusammensetzung dieser die Perle bildenden Hüllmasse ist sehr verschieden, nach ihr variieren Wert und Lebensdauer der Perlen. Die erwähnten organischen Substanzen verleihen den Perlen ihren Schmelz, ihr „Leben", bestimmen zugleich aber ihr Schicksal — ihre Kurzlebigkeit. Normalerweise „sterben" Perlen nach einer Lebensdauer von fünfzig bis hundertfünfzig Jahren.

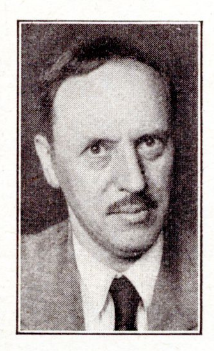
Es ist ein weitverbreiteter Aberglaube, daß Perlen sich länger frisch erhalten, wenn sie von Menschen — das bedeutet im Fall der Perlen zumeist: von Frauen — auf der bloßen Haut getragen werden. Juwelen rufen, scheint es, vielerlei Aberglauben und Geheimniskrämerei wach, und besonders die mattschimmernden Tränentropfen aus der Meerestiefe regen zu vieler Romantik an. So ist behauptet worden, daß die Perlen verlängertes Leben aus ihren Trägern ziehen, daß sie mit ihnen in eine geheimnisvolle vitale Wechselwirkung treten. Erfahrene Juweliere, die ja wohl keine Romantiker sind, lächeln über diese Meinung. Ihrer Ansicht nach ist die einzige lebensverlängernde Aufbewahrung von Perlen die im luftleeren Raum, also zum Beispiel unter Wasser.

(Fortsetzung folgt)

Karl Truppe:
„Mein Selbstbildnis mit dem Tode malte ich nach einer schweren seelischen Krise."
„Vita victrix", Gemälde des Dresdener Malers Karl Truppe in der Großen Deutschen Kunstausstellung 1942 im Haus der Deutschen Kunst, München.

„So malte ich dies Bild..."

Wir sprechen mit Künstlern: Karl Truppe



Der Maler Karl Truppe.

Schriftleitung: „Unter Ihren Bildern im Haus der Deutschen Kunst hat uns Ihr Selbstbildnis — oder ist es keines? — den tiefsten Eindruck hinterlassen. ‚Vita victrix' — Das Leben siegt."

Truppe: „Mein Selbstbildnis mit dem Tode war der künstlerische Niederschlag nach Überwindung einer schweren seelischen Krise."

Schr.: „Der Künstler in Gesellschaft des Todes — Holbein — Rethel — Böcklin kommen in Erinnerung; aber hier wurde eine liebenswürdigere Note angeschlagen: während der Tod die Schachfiguren abräumt, greift der Optimist triumphierend zum Glas: Das Leben siegt."

T.: „Wie es ein Spieler zu tun pflegt, der eine Partie aufgibt, so wirft die Hand des Todes die Schachfiguren zusammen. Für den Kenner des Spieles steht auf dem Brette noch das dreizügige Matt — ich habe den einzig richtigen Zug gemacht, welcher Schwarz (den Tod) zwingt, für diesmal die Waffen zu strecken."

Schr.: „Sie haben mit Geschick die Gestalt des Todes durch Mantel, Mütze und Handschuhe so verhüllt, daß man nur Andeutungen seiner knöchernen Erscheinung erfährt."

T.: „Mit dieser ästhetischer wirkenden Verkleidung habe ich zugleich die Lebendigkeit und das Grauen steigern wollen."

Schr.: „Dadurch wird in der Tat ein bedeutender Gegensatz zu dem lachenden Mann geschaffen."

T.: „Dieser Gegensatz unterstreicht den Ausdruck innerer Gelöstheit, den ich durch Miene und Bewegung schildern wollte, und gibt zugleich dem geistigen Inhalt seine besondere Note."

Schr.: „Ihr großes Bild ‚Jugend' wird an den Sonntagen von Zuschauern förmlich belagert. Was wollten Sie mit dem Bild zum Ausdruck bringen?"

T.: „Unter Verzicht auf eine eigentliche Handlung wollte ich eine Stimmung ausdrücken, wie wir sie manchmal im langsamen Satze einer Symphonie erleben können."

Schr.: „Wir glauben auch, daß dies so empfunden wird. Das sonst so scheue Reh als Spielgefährte eines jungen Mädchens erinnert an Artemis (Diana von Versailles); nur ist die mythologische Göttin der Jagd immer bekleidet."

T.: „Die jugendlichen Gestalten sind völlig unmythologisch und entsprechen dem Schönheitstypus unserer Zeit. Das zahme Reh, hier ein wichtiges Bindeglied zwischen Mensch und Natur, rundet die Bildkomposition zu einem harmonischen Ganzen."

Schr.: „Alle Aufmerksamkeit sammeln Sie auf den in volles Sonnenlicht getauchten Kopf des musizierenden Mädchens. Es wird mit diesem anmutigen Geschöpf eine Stimmung von süßer Innigkeit vermittelt, die den Beschauer froh und glücklich macht."

T.: „Der abendliche Sonnenstrahl, der den Akt nur streift, den Mädchenkopf aber in volles Licht taucht, bildet das künstlerische Problem des Gemäldes, von dessen Lösung das Gelingen der Arbeit abhing. Die Süße und Innigkeit des Ausdrucks birgt jedoch eine Gefahr in sich, der nur durch gute Malerei begegnet werden kann."



„Jugend", Gemälde im Haus der Deutschen Kunst 1942.

Aufnahmen: Jaeger & Goergen, H. Jenkel, Archiv.

Ja, sowas gibt's!

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



„... ohne Rasierseife, ohne Pinsel, ohne Messer oder Apparat, und doch im Handumdrehen glatt rasiert wie'n Kinderpopo! Fabelhafte Sache, mein Lieber, kann ich dir nur dringend empfehlen!"



„Na, wat is?! Haben Sie nu inseriert: *‚Freundliches, junges Mädel als Verkaufshilfe und fürs Lager gesucht'* oda nich?!!"

„Am vergifteten Apfel erstickt, sagten Sie? Donnerwetter, da war sicher wieder 'ne Obstzuteilung, und meine Frau hat's übersehen! Ach, bitte, könnten Sie mir wohl noch sagen, welcher Abschnitt aufgerufen wurde?"



Gespenstersorgen.
„Dreimal bin ich schon auf dem Amt gewesen — denken Sie, man bewilligt mir 'ne neue Rasselkette? Im Gegenteil, meine alte hat man mir abgenommen für die Schrottsammlung! Es genüge, wenn ich mit dem alten Blechlöffel raßle, sagten sie ...!"



Zwischenfall auf der Kartenstelle.
„Ick möchte meine Raucherkarte wieder zur Verfügung stellen, Frollein — ick mach' mir meine erstklassigen Zigarren jetzt aus selbstgezogenem Tabak alleene, bin also Selbstvasorger..."

Verlag: **Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 22. Hauptschriftleiter Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Printed in Germany.